

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 196.

Dienstag, 24. August.

1915.

(7. Fortsetzung.)

„Das Tantchen.“

Erzählung von Horst Bobemer.

(Nachdruck verboten.)

Am nächsten Morgen stand Fräulein Emmi Böhmer spähernd am Fenster und wartete auf den Briefträger. Endlich mußte doch eine Zeile von Heini Klevenich kommen. Wenn ihm der Vater auch das Betreten des Hauses verboten hatte, auf ein paar Zeilen hatte sie bestimmt gerechnet. Denn daß er sie aufgeben würde, nachdem er die grauenhafte Wahrheit erfahren, das glaubte sie nicht. Das war's ja, was sie bis jetzt aufrecht erhalten hatte.

Da kam endlich der alte Stredies. Auf der Diele nahm sie ihm die Postfächer ab, mit brennenden Augen sah sie nach der Handschrift der drei Briefe. Wieder nichts von ihm, ihre Mundwinkel zuckten.

„Ich hab' noch ai—nen, aingeschrieben, an den Herrn Ritterschreiber von der Königsberger Vereinsbank, den muß ich selbst abgeben!“

Frau Böhmer kam herbei, sie hatte auch auf den Postboten gewartet; wenn gerichtliche Zustellungen oder ähnliche unangenehme Dinge kamen, wie so oft in der letzten Zeit, so nahm sie die immer in Empfang und las sie erst, denn ihr Mann war in der letzten Zeit so fürchterlich aufgereggt. Sie hatte Stredies letzte Worte gehört.

„Von der Königsberger Vereinsbank sagten Sie?“

„Et ja dochchen, inäd'ge Frau!“

„Dann kommen Sie mit zu meinem Mann!“

Emmi ging auch mit. An der Tür zum Arbeitszimmer blieb sie mit pochendem Herzen stehen. In die Vereinsbank in Königsberg hatte sich der Vater um Vergabe der Hypothek auch gewendet, das wußte sie. Das Gesuch war abgelehnt worden. Vielleicht hatte es sich die Direktion doch noch anders überlegt.

Herr Böhmer saß vor seinem Schreibtisch, hatte gar nicht aufgeblitzt, wie die drei eintraten, ein angefangener Brief lag vor ihm.

„Kurt, da, unterschreib den Postzettel, ein eingeschriebener Brief von der Königsberger Vereinsbank, sonst nichts von Bedeutung!“

Die Hand zitterte, als sie den Postzettel unterschrieb. Aber Herrn Böhmers Stimme war ganz ruhig, als er zu Stredies sagte:

„Kommen Sie auf dem Rückweg mit ran, es ist Verschiedenes mitzunehmen!“

Frau Böhmer hatte sich einen Stuhl neben ihren Mann herangeholt, sich gesetzt, während der alte Postbote das Zimmer verließ. Herr Böhmer begriff nicht, was die Königsberger Vereinsbank noch von ihm wollte. Hastig riß er den Umschlag auf, drückte, nachdem er flüchtig das Schreiben überlesen, sah das Kinn an den Hals, sprang auf und brüllte:

„Mein, Herr Leutnant Klevenich, so haben wir nicht gewettet! So nicht!“

Die Worte genüigten, um Emmi von ihrem Posten an der Tür schleunigst an die Seite der Mutter zu bringen, der der Brief in der Hand vor Aufregung hin und her zitterte.

Emmi aber tanzte lachend und weinend, nachdem sie den Brief gelesen, durchs Zimmer und fiel ihrem Vater um den Hals.

„Bapachen, Bapachen, nun bleibst du hier in Laupischkeim! Nun wird alles wieder gut! Ich hab's ja gewußt, was für ein prächtiger Mensch er ist, wie lieb er mich hat!“

Mit jähem Ruck machte er sich frei.

„Erlaube mal, mein Töchterchen. Es ist ein großer Irrtum, wenn du denkst, ich nehme das an! Daß er sich hinter die Königsberger Vereinsbank gesteckt hat, ist natürlich sonnenklar! Und allen Respekt vor seiner Firgigkeit! Denk mal gefälligst weiter! Klevenich meldet seinem Kommandeur seine Verlobung und der fragt selbstverständlich: Ist denn auch die nötige Kaution da? Und dein Verlobter packt dann seine zweite Hypothek auf Laupischkeim aus. Ach nein, so läßt sich ein Mann wie ich von seinem Schwiegerjohn nicht unter die Arme greifen!“

Das war selbst für die sonst stille Frau Böhmer auhüel.

„Du mit deiner echten ostpreussischen Dreibastigkeit! Ist das etwas Ehrenrühriges oder Kränkendes? Und dann ist es nicht für uns alle drei die Rettung? Sind wir denn nicht nach menschlicher Voraussicht endlich über den Berg, wenn wir auf weitere zehn Jahre die zweite Hypothek sicher haben? Und das steht hier in dem Briefe, samt der höflichen Aufforderung an dich, in den nächsten Tagen zur Erledigung der Formalitäten bei der Direktion der Vereinsbank vorzusprechen. Und denkst du vielleicht, das Offizierkorps weiß nicht, wie wir stehen? Und wenn sich der Leutnant Klevenich aus dem Zusammenbruch unsere Emmi herausholt, wollest du nichts dagegen haben, hast du vorgestern gesagt. Was ist denn da angenehmer für uns und die beiden jungen Menschenkinder? Mein guter Alter, jetzt hängt' aber endlich einmal deine ostpreussische Dreibastigkeit an den Nagel. Unter der hab' ich nun gerade genug gelitten! Und dann, wer erbt denn später unser Laupischkeim? Emmi! Und daß ein Ehemann seiner Frau die zweite Hypothek kündigt, mag ja vorkommen, aber mit dieser Wahrscheinlichkeit rechnen doch wohl anständige Leute nicht!“

Herr Böhmer hielt sich die Ohren zu und raste durchs Zimmer.

Ja, es war die Rettung! Aber wie stand er dann diesem jungen Leutnant gegenüber? Er sah seine Tochter an, die strahlte über ihr ganzes, frisches Gesicht. Ihm schien es, als lache sie ihn aus. Da riß er den Fensterflügel auf. Draußen an der Pumpe stand der Kutcher.

„Anton — anspannen!“

Zu klirrte das Fenster. Ohne ein Wort zu sagen, verließ Herr Böhmer das Zimmer, um sich anzukleiden. Dem Herrn Leutnant Klevenich wollte er auf die Wade rücken und deutsch mit ihm reden. Denn das Aller nötigste war doch, daß er erst einmal ganz klar sah.

Raum hatte er das Zimmer verlassen, fiel Emmi ihrer Mutter um den Hals. Die klopfte ihrer Tochter beruhigend auf den Rücken.

„Dah Papa dem Leutnant Klevenich so grob kommen, wie er will, wer so handelt wie der, verträgt auch einen Stoß. Und wenn erst der tollste Arger herunter ist, wird schon alles werden, wie du dir's schon so lange wünschst! Und am Ende bin ich auch noch da, mein Töchterchen! Geh du Papa jetzt aus dem Bogen!“

Und als Herr Böhmer gegen 10 Uhr in den Wagen stieg, sagte seine Frau weiter nichts zu ihm, als:

„Sei vernünftig, Mann!“

Jubel in der Brust, stand Emmi am Fenster und sah hinter dem zum Hof hinausrollenden Wagen her.

Rauschenberg kam gegen elf mit Klevenich vom Dienst. Der Heini wollte ihn abschütteln, aber es gelang ihm nicht.

„Nein, nein, ich möchte mich doch erkundigen, wie Tantchen der gestrige Abend bekommen ist!“

„Na, dann erkundige dich“, sagte der Heini mit einem Seufzer.

Als sie in die Bahnhofstraße einbogen, hielt Rauschenberg den Kameraden am Arm fest.

„Du, sieh mal, von deiner Wohnung stehen die coupierten Baupischkeimer Füchse!“

Der Heini blies das Signal: „Rehrt schwenkt marsch!“ und drehte sich um.

„Ja, was soll denn das heißen?“

„Dah, Herr Böhmer sich jetzt mit Tantchen unterhält! Also, da sind wir vom Übel! Aber ich werde ihr Hilfe schicken in Gestalt des Justizrats Hellermann, hoffentlich ist er zu Hause!“

Rauschenberg sagte immer wieder, während er mit großen Schritten neben seinem Schwadronskameraden herging:

„Erlaube mal! . . . Erlaube mal! . . . Erlaube mal!“

„Ja, da bist du aus den Wolken gefallen, wir mir's scheint! Trotzdem dich Tantchen zu meiner Gouvernante bestellt hat! Warum ich ihr den Justizrat als Sukkurs schicken will, die einfachste Sache von der Welt. Herr Böhmer auf Baupischkeim hat nämlich in der letzten Zeit Anfälle von Grobheit, die auf keine Kuhhaut gehen. Und davor soll Tantchen juristisch geschützt werden! Da Du aber die heilige Pflicht übernommen zu haben scheinst, mich zu betreuen, so hab' die Güte und geh immer nach dem „König von Preußen“ voraus und bestell Portwein, der ist dort anerkannt gut. . . . Ich komme wirklich gleich nach, nur da, die Treppen will ich raufspringen zum Herrn Justizrat!“

Rauschenberg ging kopfschüttelnd vor dem Hause auf und ab. Den Heini ließ er jetzt nicht aus den Fingern, sonst passierte womöglich ein Malheur. . . . Fünf Minuten mußte er sich gedulden, da kam er lachend mit dem Justizrat zur Haustür heraus. Der alte Herr setzte sich in selten beschwingten Schritt nach der Bahnhofstraße zu in Bewegung.

„Ah, du hast Posten vor Gewehr markiert, lieber Rauschenberg! Ich komme schon!“

Im „König von Preußen“ hatten sie sich ans Fenster gesetzt, hier mußte Herr Böhmer vorbei, wenn er nach Baupischkeim zurückfuhr. Rauschenberg qualmte wie ein Schornstein. Die erste Portweinflasche war leer, der Heini wollte eine zweite bestellen.

„Nee, nee, Junge, das wird für den Vormittag zu viel. Du willst dich doch nicht etwa hier verheiraten?“

„Nicht hier, Rauschenberg, aber in der Nähe, noch vor der Kartoffelernte!“

Es war Salgenhumor. Dem Heini war es gar nicht zum Vagen. Er hatte doch mit dem Justizrat alles so fein beredet und noch immer war er nicht nach Hause geholt worden. Herr Böhmer schien also einen ganz gehörigen Dickkopf aufgesetzt zu haben.

Rauschenberg suchte auf den „Witz“ nur mit den Schultern. Versuchte er, dem Heini gut zuzureden, ver-

brannte er sich höchstens den Mund. Und wenn die ganze Geschichte doch noch ein unerfreuliches Ende nehmen sollte, dann brauchte der liebe Kerl vom Rhein einen, dem er sein Herz ausschüttete. . . . Da half er die zweite Flasche Portwein mit austrinken.

Der Heini wurde sichtlich nervös. Tantchen, das gute Tantchen, würde doch nicht aufgetrunken haben? Wenn ihr einer ans Herz griff, war sie doch weich wie Butter an der Sonne. Und das recht gründlich zu tun, hatte er den Justizrat himmelhoch gebeten.

Da kam endlich der Karolek im Aufschritt über den von Linden eingefäumten Marktplatz angerannt. Die Feldmütze ganz schräg auf dem Ohr. Kein Mensch außer dem Kellner war im Gastzimmer des ersten Hotels am Platz.

„Haus, Ober“, rief der Heini. „Hier werden jetzt Staatsgeheimnisse verhandelt!“

In diesem Augenblick riß Karolek noch ganz atomlos die Tür auf. Rauschenberg brannte sich schleunigst eine neue Zigarre an. Mitunter beruhigt Rifotin die Nerven, wenigstens hatte er sicher etwas, um darauf zu heißen, falls er über den Heini wütend werden mußte.

Karolek war ganz außer Atem.

„Sollen 'rr Leutnant gleich kommen Wohnung! Ise sich großer Krach. Kennt sich 'rr Demmer wild Zimmer run und Mann vom Gericht, wo führt Prozeß — alter Mann — schimpft, schimpft nicht zu sagen! Und Trailein, gnädiges, weint, weint in einer Tour — in einer Tour!“

Dabei fuchtelte der brave Karolek mit den Fingern in der Luft herum.

Rauschenberg knurrte leise: „Da hast du es!“

„Wie ich's ungefähr haben wollte, mein Engel! . . . Kellner! . . . Kell—ner! . . . Ja, da kommen Sie endlich! . . . Dem Karolek eine große Stange Danziger Bowle! . . . Trink den Schnaps schnell aus. Und dann fattle schleunigst die Senta. Bezahlt wird morgen! . . . Gehab' dich wohl, Rauschenberg! Deine gültige Assistenz wird nicht mehr vonnöten sein! Erbarm du dich getrost des Nestes, der da noch in der Flasche schimmert! Und übernimm den Nachmittagsdienst für mich. Sag' dem Herrn Rittmeister, ich hätte dringende Familienangelegenheiten zu erledigen! Der ist ja nicht so! Dank auch schön!“

Banz — die Tür war zu. . . . Der Heini Klevenich ging mit großen Schritten über den Marktplatz.

(Fortsetzung folgt.)



Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht.

Das Automobil im englischen Heeresdienst.

Ingenieur Horace Whitt, Sekretär des Imperial Motor Transport Council, gibt in der „Quarterly Review“ einen Überblick über die außerordentlichen wichtigen und mannigfachen Leistungen des Kraftwagens im Heeresdienst:

Das Automobil hat in diesem Krieg eine bisher unerhörte Leistungsfähigkeit erreicht. Es hat sich gezeigt, daß es die Transporte für die Truppen in einer Weise erleichtern kann, die alle anderen Beförderungsmittel nahezu ausschließt. Der hauptsächlichste, für die Heeresverwaltung brauchbare Automobiltyp ist das Lastautomobil, das eine Last von 3 Tonnen befördert und auf ebener Bahn eine Geschwindigkeit von etwas mehr als 33 Kilometer die Stunde erreichen kann. Die übliche Geschwindigkeit wird zwar nur 16 Kilometer betragen. Dies genügt aber, um durch ein Kontingent von 100 Lastautos in 4 Stunden 300 Tonnen von der Eisenbahn nach einer 64 Kilometer entfernten Front zu bringen. Diese 100 Autos nehmen etwa die Hälfte des Platzes auf der Landstraße ein, den ein mit Pferden bespannter Zug, der die gleiche Last bewältigen soll, beanspruchen würde. Stauungen auf der Landstraße, die bei einem Rückzug sehr gefährlich werden könnten, werden auf diese Weise vermieden und bei einem schnellen Vormarsch

können die Autos sehr viel schneller den Kolonnen folgen als mit Pferden bespannte Wagen. Die Verpflegung der Truppen ist durch die Autos auf eine neue Basis gestellt worden; frisches Fleisch und neugebackenes Brot bilden jetzt die Hauptnahrung an Stelle von Konserven.

Auch zum Transport von Verwundeten ist das Auto in diesem Krieg mit Vorteil verwandt worden. Das Sanitätsauto besteht aus einem Holzrahmen, der mit Leinwand überdeckt ist, und für vier Bahren Platz bietet. Andere Typen haben einen Gang in der Mitte zwischen den Bahren und einen Sitz für den Begleiter. Im allgemeinen ist es jedoch zweckmäßig, den Mittelgang fortzulassen und die Autos so zu bauen, daß jeder einzelne Verwundete von außen behandelt werden kann, ohne daß die anderen gestört werden. Dies ist möglich, wenn man das Segeltuch so anbringt, daß der die einzelne Bahre verhüllende Teil auch einzeln geöffnet werden kann. Die Bahren werden im allgemeinen von hinten in die Autos geschoben. Zwei werden auf den Boden, zwei weitere auf darüber angebrachte Bretter gestellt und mit Riemen festgeschnallt. Natürlich muß die Federung der Autos sehr gut gearbeitet sein, um den Stoß möglichst zu verringern. Die Bahren sollten zwischen den beiden Achsen untergebracht sein, jedenfalls nicht die rückwärtige Achse überschreiten, bei der der Stoß am stärksten ist. Weiter werden zur Verwundetenpflege Küchenautos (nicht mit Feldküchen zu verwechseln) verwendet, die nur Kessel, aber keine Backöfen haben und nur flüssige Nahrung auf dem Weg vermitteln, den die Verwundetenautos bis zum Lazarett zurückzulegen haben. Andere Autos sind als Räderäume und Desinfektionsräume eingerichtet worden, mit Röntgen-Apparaten ausgestattet. Dann befinden sich bakteriologische Laboratorien und sogar kleine Operationsräume auf Automobilen; besondere Autos pflegen dann Apotheken, Sterilisierungsapparate und Feldwäschereien zu enthalten.

Für die eigentlichen militärischen Operationen kommen in Betracht die großen Auto-Omnibusse und Touristen-Motortwagen, die für den Truppentransport fast unentbehrlich geworden sind. Der ganze Vorrat von Pariser Auto-Omnibussen (1100) war sofort bei der Mobilmachung angefordert worden. Während des deutschen Vormarsches auf Paris ist einmal eine Reihe von Bewegungen der französischen Truppen nur dadurch möglich geworden, daß eine gewaltige Zahl von Motor-Omnibussen zur Verfügung stand. Die übrigen 2-, 3- und 4sitzigen Autos werden für den Aufklärungsdienst sowie zur Verbindung zwischen Truppen und Hauptquartier benutzt.

Auch mit gepanzerten Wagen ist vielfach gearbeitet worden. Sie sind indessen etwas schwerfällig und lassen sich nicht leicht wenden, wenn sie sich einem plötzlichen Hindernis gegenüber sehen. Man hat daher bereits versucht, solche Sonderwagen zu bauen, die nach vorwärts und nach rückwärts gesteuert werden können, hat auch statt der Autos Motorzweiräder verwendet, an denen leicht gepanzerte Seitenwagen mit Maschinengewehren angebracht sind. Zur Beobachtung des Feindes dienen besondere Leiter-Autos, die in der Art wie die für die Feuerwehr verwendeten gebaut werden; die Franzosen haben auch Drachen (man-lifting kites) verwandt, die einen Mann in die Höhe nehmen können und durch einen Kraftwagen gezogen werden. Weitere Autotypen werden für drahtlose Telegraphie und als Unterbau für Scheinwerfer gebraucht. Die Motore des Autos dienen in beiden Fällen gleichzeitig als Kraft- und Antriebsquelle. Auch zur Reparatur der Automobile werden die Autos selbst verwendet. Auf den großen Heeresstraßen bewegen sich Lastautos, die eine Reparaturwerkstätte für Automobile enthalten. Besonders sinnreich sind einige Motor-Kreuz-Autos, die mit einem Kran ausgerüstet sind, der imstande ist, auf dem Weg liegende Automobile hochzuheben und sie, wenn nur zwei Räder noch brauchbar sind, auf der Straße hinter sich herzuführen.

Die Reparatur der Autos ist ein besonders schwieriges Problem. Man hat zu Beginn des Kriegs alles angefordert, was man bekommen konnte. Man muß Ersatzteile für alle möglichen Autotypen vorrätig haben. Oft genug begegnet man Gefährten der allerältesten Art, bei denen es sich kaum mehr lohnt, in langwieriger Arbeit Ersatzteile herzustellen, welche die Industrie nicht mehr auf Lager hat. Ältere Modelle werden daher in sehr vielen Fällen ausgeschieden. Der Ersatz geschieht mehr und mehr nach einzelnen wenigen Modellen, die sich als besonders brauchbar erwiesen haben.

Der Verfasser schließt mit einem Ausblick auf die Zukunft der englischen Auto-Industrie. Die englische Industrie ist un-

geheuer beschäftigt und hat für England und namentlich auch für Rußland das erforderliche Kriegsgerät zu liefern. In noch viel höherem Grad hat die amerikanische Industrie zu tun, da hier ja die Beschaffung der Arbeitskräfte keine Schwierigkeiten macht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß am Ende des Kriegs Amerika die englische Industrie stark überflügelt haben wird. Für die britische Auto-Industrie ist diese Aussicht keineswegs erfreulich, zumal auch jetzt jede englische Privat-Industrie und mehr noch Privatpersonen nur aus Amerika Autos erhalten können. Die Befürchtung ist nicht abzuweisen, daß Amerika nach dem Krieg seine englischen Kunden behält, da niemand gern Autos von mehr als einem Typ in seiner Fabrik oder sonstigem Unternehmen verwendet. Auch ist zu befürchten, daß nach dem Krieg eine enorme Zahl von ausrangierten Autos billig auf den Markt geworfen und die Auto-Industrie noch weiter geschädigt wird.

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

Unsere Verwundeten am Ostseestrande. Da dies Jahr die Nordseebäder geschlossen blieben, so macht sich jetzt an der Ostsee, so schreibt uns ein Mitarbeiter, um so mehr buntes Strandleben bemerkbar. Und so manches gibt es hier zu sehen, woran der im Frieden arglos Badende nicht dachte. Zumal in der Nähe größerer Handelsstädte, wie Rostock, wo täglich nordländische Dampfschiffe und schmucke Segler mit den neutralen Farben am Schiffsrumpf die Trave passieren. Dazu stellenweise die stolzen Flieger, die am Strande den Badegästen fast zum Greifen nahe kommen und ihre Fahrgäste in köstlichem Wogen auf das Wasser herabsenken. Das Badeleben bietet also jetzt verschiedene aktuelle Reize mehr. Zwar ist das männliche Element merkwürdig dünn gesät, während Frauen und Kinder sich desto dichter versammeln, wie in der schweren Zeit Erholung vor der Stadthust zu schöpfen. Aber auch hier wendet sich natürlich die größte Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechts den verwundeten Kriegern zu, die das Glück hatten, im Badeort einquartiert zu werden. Nicht nur, daß diese sich inmitten der fröhlichen Welt geistig erfrischen, Luft und Licht aus erster Quelle genießen und ihre angeschlagenen Glieder im warmen Meeressande dehnen können, sondern wie die Frauen bereits in der Stadt sich der Kriegsfürsorge tüchtig annahmen, wollen sie auch draußen in der Sommerfrische die Verwundeten erfreuen. Viele Einladungen erhalten daher die Tavernen in schöne Landhäuser, wie sie viele von ihnen nie zuvor betreten hatten, bewirtet von liebreicher Frauenhand, um dann mit herrlichen Rosensträußen glücklich in ihre Quartiere zurückzugehen. „Man weiß doch, wofür man in Deutschland kämpft“, sagt mir neulich einer von ihnen, der leuchtenden Auges von allem Guten erzählte, das ihm in der Heimat zuteil geworden sei und sich darauf freute, bald wieder an die Front zurückkehren zu dürfen. In Travemünde, das ich neulich besuchte und zu meinem Erstaunen vollgepfropft von Hamburger und Lübecker Kurgästen fand, hat sich sogar ein Sängerkhor unter den Verwundeten gebildet, den ein bekannter Hamburger Komponist, der dort zur Erholung weilte, ins Leben rief. Er veranstaltete eines Abends sogar ein Konzert im großen schönen Kurhaus, das sich dicht gedrängt mit bunten sommerlich geschmückten Gestalten füllte. Es war aber auch ein Vergnügen, die tapferen Krieger ihre patriotischen Chorgesänge vortragen zu hören, während aus ihren Augen die Erinnerung an Selbstverlebens und die Besiegelung der erhabenden Worte blüht. Des Applaus, den sie damit ernteten, hätte dann wohl sogar einen Garuso befriedigt. Hunkerte von Händen, hart und weich, streckten sich ihnen entgegen, dankbar von jenen einen Genuß empfangen zu haben, denen sie selbst hielten Vergnügen bereiten mögen. Einige Tage später wurden die Verwundeten von Lübeck ins Kurhaus als Gäste eingeladen und mit allem Erquickenden, was die Heimat an schöner Natur, innerem Komfort, gutem Essen und liebevoller Betätigung vermocht, erfreut. Erst spät mit der letzten Eisenbahn trennte man sich. Dies wurde jedoch nicht ganz leicht, denn bei so großen Massen lassen macht man schneller und inniger Bekanntschaft als sonst. Im langen bunten Zug begleiteten die Gäste mit lautem Gesang die Rückkehrenden. Die Mädchen trugen rote Lampions heron, und von allen Seiten strömten die Travemünder herbei, um am Bahnhof zugegen zu sein. Hier gab es ein ge-

rührtes Schütteln der Hände, ein Rufen und Winken, noch während sich der Zug schon bewegte, von einer Lebhaftigkeit, wie man es sonst nur bei schnell empfindenden Südländern gewöhnt ist. Ja, auch der Deutsche vermag sprudelnde Lebensimpulse zu offenbaren, wo es sich nicht um blasses Strohflecken handelt, sondern um tiefgehender würdiger Anlaß die Herzen des Volkes freudig zusammenklingen mocht. „Ein Tag am Strande ist mehr als eine Woche auf dem Lande“, sagte mir ein Baderarzt in bezug auf die Verwundeten. Nicht allein die Wangen bräunten sich schnell unter dem Einfluß der reinen freien Luft, sondern das Rauschen der Wogen durch die Stille, der Anblick der fortwährenden Veränderung desselben Elements übt einen unendlich beruhigenden Einfluß auf die Gedanken und seelische Stimmung aus, was unseren Verwundeten in erster Linie nützt. Tadellos noch auch alle dort einen sehr frischen heiteren Eindruck, sogar die noch mit schweren Wunden einhergehenden. Die Offiziere besonders haben in den Männen des Kur- und Konversationsbades, in dessen Villard- und Spielräumen sie stets Partner und entgegenkommende Gesellschaft finden, einen äußerst angenehmen Aufenthalt. Und diesen Verwundeten, die ihre Konvaleszenz am Meeresstrande haben konnten, wird diese Zeit nach allen ausgetragenen Leiden eine schöne Erinnerung bleiben.

Eine Nacht im Zeltlager von Gallipoli. Ein packendes Stimmungsbild einer Arienacht an der Küste des Orients gibt der Dardanellen-Berichterstatt der „Journal“, André Rudeza, in seinem Wette wieder: „Es war ein feisterner Abend; der Mond leuchtete fahl und grün. Der afrikanische Wind, den man auch Sirocco nennt, schlug uns heftig ins Gesicht. Dieser Wind regiert als ein Dämon, der des Menschen Feind ist; der Staub ist sein mitgeschuldigter Genosse. Und Wind und Staub führen einen verwirrenden Tanz auf. Bald stützen hohe Wirbel in dichten Massen auf das Feld herab; man ist gelendet, man wird gewirgt, man spürt die Seele aus dem Leibe und vermeint zu ersticken. Bald fliegen heimtückische Staubwolken, die fein sind wie die Luft, durch die Rillen und den Stoff des Zeltes; alles ist von Staub durchsetzt, das Wasser, die Wäsche, das Haar. Und mag es brausen oder sanfter dahinstreichen, stets muß man auf der Hut sein, denn stets sind es die Menschen, die leiden müssen. Der Tag war schwer — allein von der asiatischen Küste sausten 700 Geschosse zu uns herüber. Das Gebreiß wurde geradezu durcheinander. Der Flughauch, durch das seltsame Licht des Halbmondes grün gefärbt, dehnt sich weißlich aus, wie die Fahne des Propheten. Und vor dem Zelt hebt eine sonderbare Nacht an, feurig und gespenstisch. Das Zelt! . . . Wer wird den Sang des Zeltes singen — den Sang vom stillen Tempel der Nacht, vom Glühofen des Mittags, von der eiligen Kasse der Nacht, vom Schlafwinkel der Wangen, Fliegen, Taubenschlag und Soldaten! . . . Unser Zelt ist rund; an der Stange in seiner Mitte hängen Rebolter und klirrende Säbel. Draußen heulen die Geschosse. Doch schimmer ist an diesem Abend der Wind, dieser fiebernde Wind, und der Staub, der in den Augen brennt, die Kehle verbrennt und den Schlaf tötet. Es ist unmöglich, zu lesen, denn jedes Licht ist verboten. So bleibt nichts übrig, als zu rauchen. . . . Wir sind hier in dem Zelt: ein fieberkranker Geistlicher, der morgen heimkehren wird, ein Leutnant, ehemaliger Fremdenlegationsrat, ein Unteroffizier und ein Journalist. Jeder sitzt auf seinem Feldbett, verfunken in seine Gedanken. Einer stopft seine Pfeife frisch und entzündet sie von neuem. Im sekundenlangen Licht des brennenden Streichholzes sieht man Augen glänzen. Dann beginnt jemand zu sprechen. Eine heisere und wie von ferne kommende Stimme, halblaut und gepreßt, schenkt die Schatten auf, die Phantome der Erinnerung. Wir richten uns auf und lauschen. Es ist der Leutnant, der spricht, der Leutnant aus der Fremdenlegation. Der Mann ist noch jung, viellecht — doch seine Haare sind weiß. Seine grün-grauen Augen sind beweglich wie die einer Rahe. Sein Gesicht, durch Mühen und Stürme gequält, gebräunt durch die Dürste und die Sonne der Sahara, gleicht einem durchaderten Fels. Die letzte Narbe stammt von einer Mägel, die durch das Ohr einbrach, das Trommelfell zerriss, die Hirnhäute verschmetterte und oberhalb des Halses wieder hingab. Der Leutnant ist taub auf einem Ohr. Wenn er ist, muß er alles, Fleisch und Blut, in kleine Stücken zerhacken; der verkehrte Nerd gestattet ihm nicht, ordentlich zu kauen. Der Leutnant spricht niemals, seine Hirnhäute kann das nicht recht vertragen. Doch heute — in dieser Nacht — beginnt der Leutnant zu erzählen.

Was's der Sirocco, der sein Herz entzündet? Oder drückt ihn der Alp so schwer, daß die Sprache sich löst? Er erzählt Kriegserinnerungen, Szenen aus Kämpfen, Abenteuern, die wie Ausgeburt der Malaria waren und während er sprach und wir lauschten, bewegte sich die Verwand unseres Zeltes im Fieberwind der Dardanellennacht. Wild und farbig klangen seine Worte in der Luft des Orients — in militärischem Tone, in kurzen, oft abgerissenen Sätzen, mit plötzlichen Pausen, die nichts waren als ein Ausruhen. Denn während er sprach, knatte die Hirnhäute des Leutnants, knatte ganz fürchterlich. . . . So saßen wir zu Viert in einem Zelt: der fieberkranker Geistliche, der Unteroffizier, der Leutnant und ich. Und draußen wogte der heiße, staubige Wind, durchtönt von den Stimmen der Geschosse — bis ein neuer Morgen dämmerte über dem Zeltlager von Gallipoli.“

Die Cholera in Süditalien. Uns wird geschrieben: Nach den neuesten Berichten der aus Süditalien nach der Schweiz gelangenden Reisenden herrscht in Calabrien, Apulien und Sizilien die Cholera außerordentlich stark. Wenn dem gegenüber die Gesundheitsberichte von dem in Norditalien lagernden Heere um so günstiger klingen, so beweist dies zunächst nur, daß alle zu erübrigenden sanitären Vorrichtungen hier herangezogen sind, deren Mangel sich in der Bevölkerung besonders des Südens um so verheerender bemerkbar zu machen beginnt. Während also Österreich-Ungarn von Norden her dem italienischen Vordringen harte Niederlagen bereitet, erwächst ihm von Süden aus ein natürlicher Bundesgenosse, der in diesem Volke mehr Verwirrungen als anderswo anzurichten vermag, zumal genügende Mittel zu seiner Bekämpfung nicht freigemacht werden können, ohne Verwundetenfürsorge und sanitäre Pflege der Kämpfenden verhängnisvoll zu beeinträchtigen. Die Erfahrungen, die wir bei der letzten Cholera machten, zeigten, wie schwer es dort selbst in normalen Verhältnissen ist, eine Verbreitung dieser Krankheit vor allem auf dem Lande zu verhindern. Damals durften wir kaum andeutungsweise über den Umfang der Epidemie berichten, da die italienische Regierung die traurige Tatsache strengstens zu verheimlichen suchte. In Wirklichkeit waren nur die nördlichen Großstädte, wo sich die Krankheit täglich auf 10 bis 15 Fälle beschränkte, ziemlich verschont geblieben. In vielen Landstädten jedoch stand es so schlimm, daß sich die wohlhabenden Leute in ihren Villen völlig vom Volke abgeschlossen hielten und die Türen nur zum Empfang von unschädlichen Nahrungsmitteln öffneten. Wieviele aber der Cholera zum Opfer fielen, hat man summarisch nie erfahren, und mehr als je wird die italienische Regierung jetzt bemüht sein, ihr Aussehen zu verheimlichen. Die schlimmste Zeit für die Cholera in Italien sind die Monate Oktober und November. In den heißen Sommermonaten pflegt sie sich erst langsam vorzubereiten, da die Sonnenstrahlen und die Trockenheit dem Gedeihen der Bazillen nicht günstig scheinen. Nun jedoch weichen im September die Regengüsse den verdorrten und verschmutzten Erdboden auf und wirken die heftigen Siroccostürme alle schädlichen Stoffe in die Luft empor, so brechen sogleich die typhösen Fieber aus. Vor allem nimmt dann die Cholera, selbst wenn sie sich vorher nur sporadisch zeigte, schnell epidemischen Charakter an. Vermehrt wird das Übel noch durch die bei den Südländern übliche Panik, die für den ruhigen Beobachter nicht der Komik entbehrt. Täglich berichtete der „Messaggero“ von Soldaten, die Cholerafrank ins Hospital kamen, wo ihnen der Arzt einen oder guten Wein zur Heilung verschreiben mußte. Den lustigsten Fall erlebte ich in meinem römischen Stadtviertel. Ein Mädchen erkrankte unter starken Leibkrämpfen, weshalb sämtliche Einwohner innerhalb fünf Minuten ihre Wirtschaft im Stich ließen und aus dem gefährlichen Hause ausrückten. Der herbeieilende Arzt indessen stellte nicht etwa Cholera fest, sondern — Gebärmerehen. Nun strömten sämtliche entflohenen Nachbarn in die Krankenstube. „Gott segne sie!“, riefen die Frauen, und trugen ihr Bündeln, Milch und u. a., jede eine Kreuzabgabe zu. Am glücklichsten aber war die Mutter des kranken Mädchens, denn an Stelle der Cholera vermag selbst ein unerwünschtes Kind als willkommenes Gast zu erscheinen. Wenigstens in Italien. Und es ist unübersehbar, welchen verhängnisvollen Eindruck in gegenwärtiger Zeit eine starke Epidemie inmitten von Niederlagen und Hungersnot machen müßte!